

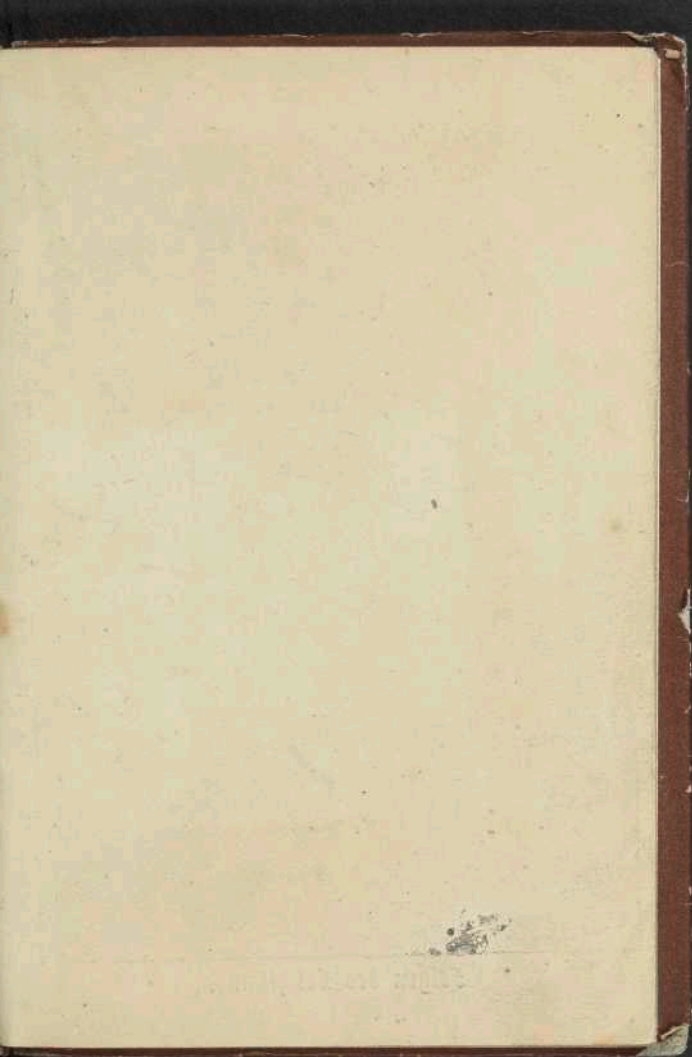
The book cover features a central oval frame containing the title. This frame is surrounded by a dense, symmetrical arrangement of decorative elements. At the top and bottom are large, stylized acanthus leaves. On the left and right sides, there are two colorful parrots perched on branches. The background is filled with a repeating pattern of small flowers and leaves. The overall design is highly detailed and characteristic of 19th-century bookbinding.

Folgen
des Leichtsinns.

Der Wüthherer.

Erzählungen.

B VII 14543 R
—1 Kinder B





Folgen des Leichtsinns.

Folgen des Reichthums.

Der Bucherer.

Der Kabe.

Drei Erzählungen
für die Jugend.

Mit 2 colorirten Bildern.

Berlin.

Verlag von August Riese.

[1857]



Aut. 29/70

7
k

Folgen des Leichtsinns.

Erzählung.

Es war ein warmer, milder Frühlingsabend. Der Duft von tausend Blüthen durchströmte die reine Luft und zahlreiche Spaziergänger sah man die Kies bestreuten Wege wandeln, welche in Schlangenwindungen durch den sogenannten Schloßgarten führten. Unter den jungen Männern, die zum Theil Arm in Arm unter den im ersten Frühlingsgrün prangenden Laubgewölben dahinschritten und die theils dem Handwerker-, theils dem Kaufmannsstande angehörten, machte sich besonders ein schwächlicher, kleiner Bursche durch sein auffallend jugendliches Aeußere bemerkbar. Er hieß Ludwig Welscher hatte hellblondes Haar, auffallend weiche kna-

benhafteste Gesichtszüge und zeigte sich sehr lebhaft und ungezwungen in seinen Bewegungen. Nur aus seinen Augen, die einem wohl Veranlassung zum Mißtrauen hätten geben können, da etwas Verstecktes, Lauerndes in ihnen lag, überdem nebenbei aber auch eine gewisse Schlaueit verriethen, hätte ein aufmerksamer Physiognome allenfalls das Alter des jungen Mannes, der bereits 18 Jahr zählte in jeder andern Beziehung aber noch ein Schulknabe schien, verrathen können.

Am äußersten Ende der schattigen Linden-Allee, in welche die verschiedenen Wege einmündeten, erhob sich ein im eleganten Styl aufgeführtes, zweistöckiges Gebäude. Es war dies ein Vergnügungslokal und der gewöhnliche Wallfahrtsort aller Spaziergänger, welche hier ein Glas Bier oder eine Tasse Caffee einnahmen, auch wohl Zerstreuungen beim Billard, auf der Kegelbahn oder im Anhören der rauschenden Concert-Musik suchten. Die Zimmer dieses Hauses waren durchweg elegant eingerichtet und mit allem möglichen Comfort ausgestattet und da der Aufenthalt in diesen, der Freude und

Luft geweihten Räumen mit erheblichen Kosten nicht verknüpft war, so hatte sich das Lokal Seitens der Einwohnerschaft des Städtchens zu jeder Jahreszeit einer großen Beliebtheit zu erfreuen.

In eins dieser Zimmer, dessen ganze Einrichtung darauf hindeutete, daß hier im Geheimen Pharo und Roulette gespielt wurde, war der eben erwähnte junge Mann getreten. Er hing seinen Paletot und Hut an die Wand und begab sich an den in der Mitte des Gemaches aufgestellten grünen Tisch, wo er sich unter die Spieler mischte, deren Treiben er eine Zeitlang mit beobachtendem Auge verfolgte.

„Nun, Herr Welscher! wollen Sie heut nicht Ihr Glück im Spiele versuchen?“ fragte ihn endlich ein neben ihm stehender, einige Jahre älterer College.

„Möcht's schon versuchen!“ antwortete Ludwig, „aber man riskirt zu viel! ja, wenn ich wüßte, daß ich gewönne, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen!“ —

„Das glaube ich wohl,“ lachte der Andere, „da möchte wohl Mancher hinter die Karten

herlaufen, der jetzt nicht im Traume daran denkt. Aber ich sollte meinen, Sie brauchten nicht zu zaudern. Es ist ja heut der erste Mai und Sie haben Ihren Salair in der Tasche. Bedenken Sie doch, was man mit 12 Thalern Alles gewinnen kann. Sie können ein reicher Mann werden!" —

„Das ist wohl wahr,“ entgegnete Ludwig, „ich darf dieses Geld jedoch nicht für mich behalten. Bei mir zu Hause geht's auch nur knapp zu. Der Verdienst des Vaters reicht nicht hin, uns Alle zu ernähren und zu kleiden. Die Meinigen daheim warten schon auf mich, daß ich Ihnen Geld und Brod mitbringe.“

„Nun, da hätten Sie um so mehr die Verpflichtung, für die Ihrigen etwas zu thun und wo möglich die Summe, die Sie bei sich haben, zu verdoppeln. Bietet sich Ihnen doch hier dazu die schönste Gelegenheit dar. Sehen Sie, die Coeur-Dame hat zweimal hintereinander gewonnen. Sie wird, ich weiß es bestimmt, auch zum dritten Mal reussiren, sehen Sie einmal auf Coeur-Dame.“

Ludwig nahm zögernd einen Thaler aus

seinem Portemonnaie und pointirte damit auf die ihm von dem Nachbar so angelegentlich empfohlene Karte. Der Letztere hatte sich auch hierin nicht getäuscht. Die Karte gewann und der junge Mann strich vergnügt lächelnd den Gewinnst ein.

„Nun haben Sie 13 Thaler,“ warf der Andere hin. „das ist keine glückliche Zahl und würde ich Ihnen deshalb rathen, sich baldigst zu verändern. Wie wär's, wenn Sie's mit zwei Thalern auf den Caro-König münzten? Ich versichere Sie, er gewinnt!“ —

Ludwig befolgte den Rath und sah richtig die Karte zu seinen Gunsten umschlagen. Er bekam seinen Einsatz verdoppelt zurück.

„Wagen Sie's noch einmal auf den Caro-König,“ flüsterte der Versucher. „Pointiren Sie einmal mit einer größeren Summe. Man muß dem Glück die Hand bieten, wenn man sieht, daß es auf einen zu kommt.“

Zitternd zählte der Jüngling von dem für die Seinigen bestimmten Gelde sechs Thaler ab und hielt damit die verhängnißvolle Karte, die abermals glücklich für ihn umschlug und seinen

Einsatz verdoppelte. Er hatte jetzt im Ganzen 9 Thaler gewonnen.

„Lassen Sie die Summe stehen,“ flüsterte der Versucher, „der Caro-König ist ein Glücksvogel!“

„Hören Sie auf, junger Mann!“ sagte eine ernste, tiefe Stimme hinter ihm und sich umwendend sah Ludwig in die ehrwürdigen Züge eines ältlichen Herrn, den wahrscheinlich die Neugierde an den Tisch getrieben hatte, um das Treiben der Spieler ein Wenig in der Nähe zu betrachten. Der Jüngling erkannte in dem Greise den Kaufmann Wagener, einen im Städtchen wohnhaften Biedermann von höchst ehrenwerther Gesinnung. „Hören Sie auf,“ fuhr er im leisen Flüstertone fort, „denken Sie an Ihren krank darniederliegenden Vater, an Ihre darbenden Geschwister. Sie haben jetzt im Ganzen 21 Thaler. Bedenken Sie, wie viel Gutes Sie damit in Ihrem häuslichen Kreise wirken können. Befolgen Sie meinen Rath, begeben Sie sich rasch nach Hause und trocknen Sie die Kummer-Tränen der Ihrigen.“

Ludwig war unschlüssig. Er sah die Wahr-

heit der wohlgemeinten Worte, die so väterlich warnend an sein Ohr schlugen, ein, und doch hielt ihn der Dämon der Leidenschaft bereits zu fest in seinen Schlingen, als daß er ihm hätte Widerstand leisten können.

„Lassen Sie stehen!“ flüsterte der Versucher, „bedenken Sie, Sie können mit einem Schläge zwölf Thaler gewinnen! immer frisch drauf los gewagt und das Glück beim Schopfe gefaßt. Nur noch einige Gewinne, wie der letzte und — Sie sind ein reicher Mann!“

Ein reicher Mann! welch ein Zauberwort für einen jungen, genußsüchtigen Mann von 18 Jahren. Ludwig konnte sich eines leisen Seufzers nicht erwehren. „Du mußt gehen,“ rief eine warnende Stimme in seiner Brust, „es wird spät und zu Hause warten die kleinen Geschwister Deiner mit Sehnsucht, hungernd und schmachtend. Du hast genug, um auf lange Zeit die Thränen der Noth und des Kammers zu trocknen.“ Ja, er wollte gehen, aber einmal mußte er sein Glück noch versuchen! wer weiß, wann das Glück einmal wieder so freundlich ihm entgegentrat. Er ließ die zwölf

Thaler stehen. Mit gewohntem Gleichmuth zog der Bankhalter die Karte ab und — perdu, le roi!“ klang es eifrig durch die peinliche Stille. Nachlässig zog der Groupier das Geld an sich. Ludwig hatte nicht nur das Gewonnene, sondern auch drei Thaler von seinem Gehalte verloren. Der alte Kaufmann, sein warnender Engel, hatte das Zimmer bereits verlassen. Auch der Versucher war nicht mehr unter den Spielern zu sehen. — —

„Wenigstens muß ich die drei Thaler zu meinem Gehalt wieder haben!“ flüsterte der verblendete Jüngling und setzte von Neuem auf eine Karte einen Theil des mühsam erworbenen Monatsgeldes und wieder verlor er. Er versuchte es noch ein Paar mal, verlor wieder und — hatte in wenigen Minuten Alles bis auf den letzten Heller verspielt.

Die Angst vor dem Zorn des Waters, dem Schmerz der Seinen, die Reue über seinen Leichtfinn, die Qual, welche der strafende Richter in seiner Brust ihm bereitete, prägte sich in seinem bleichen Antlitz aus. Zagend überslog sein Auge die kalten, theilnahmlösen Gesichter

um ihn her, aber regungslos standen die Männer, die gleich ihm von dem Dämon des Spieles beherrscht, für nichts anderes Sinn hatten, als das Fallen der Karten und Würfel.

Er konnte sich kaum noch auf den Beinen erhalten, so weh und angst war es ihm um's Herz. Was sollte er den hungernden Kleinen antworten, wenn er in das Stübchen trat und sie ihm nun, die bleichen Wangen von froher Hoffnung neu belebt, entgegen sprangen und um die kleinen Weißbrödchen baten, die er ihnen vor seinem Fortgehen mitzubringen versprochen? Was sollte er den Eltern sagen, wenn sie ihn nach seinem Salair fragten?" — Heiß und kalt überlief es ihn bei diesem Gedanken. Nicht länger litt es ihn in dem stickigen, raucherfüllten Zimmer. Er mußte hinaus ins Freie, seine glühende Stirn, seine erhitzten Wangen zu kühlen. Rasch nahm er seinen Hut, warf den Paletot über und trat in die dunkle Nacht hinaus. Es lag eine wohlthuende Frische in der milden Luft. Die Sterne bligten so licht und klar am reinen, wolkenlosen Himmel, aber in seinem Herzen sah es dunkler und zerrissener

aus, als je. Wie anders konnte es sein, hätte er sich gleich nach Beendigung seiner Arbeitsstunden in das elterliche Haus begeben, anstatt seinen Weg nach dem Spielhause zu nehmen. Wie froh und glücklich hätte er den Seinen entgegen treten und wie viel frohe und glückliche Gesichter hätte er an dem heutigen Abend machen können. Seine Schritte wurden immer langsamer, als er durch den Schloßgarten schritt und der Nachtwind kühl um seine Schläfe strich. Jetzt trat er durch das Thor in die Stadt. Auf den Straßen war es bereits still und öde und der Wächter verkündete im singenden Tone die eilfte Stunde. Er mußte, um die Wohnung seiner Eltern zu erreichen, durch die Straße, in der sein Prinzipal, ein vermögender Kaufmann, wohnte. Sinnend blieb er einen Augenblick vor dem stattlichen Gebäude stehen, das schweigend und düster zum dunklen Nachthimmel hinauffah. „Er hat viel Geld im Hause,“ dachte er bei sich selbst, „der kleinste Theil von all den Schätzen, die in seiner Waaren-Office in Kisten und Kästen wohlverwahrt liegen, wären mehr als hinreichend, mich von aller Angst und Sorge

zu befreien. Wenn ich hineinträte in das Haus, mich ihm auvertraute und ihn bäte, mich aus meiner unsäglich peinlichen Lage zu befreien? Er könnte es, aber — er würde es nicht thun, denn er ist hartherzig und geizig und vielleicht würde er mich obenein aus seinem Geschäft fortjagen, wenn er erführe, daß ich das Salair eines ganzen Monats an einem einzigen Abend verspielt hätte. Nein, nein! das geht nun und nimmermehr! aber Geld muß ich nach Hause bringen, unter allen Umständen! der Vater würde mir fluchen und die Verzeißlung der Mutter könnt' ich nimmer ertragen!" Er hatte, während er leise vor sich hin flüsterte, das Haus seines Brodherrn mit unverwandtem Auge betrachtet und plötzlich mußte ein neuer, eigen- thümlicher Gedanke sein Hirn durchzucken. Seine Züge nahmen einen gespannten Ausdruck an und die Augen blieben starr an den Laden des Parterre-Fensters, welches in die Office des Kaufmann ging, haften. Was war denn das aber auch für ein merkwürdiger Zufall, daß der sonst so vorsichtige Geschäftsmann die eiserne Querstange, welche den Fensterladen von außen

verwahrte, heute nicht vorgelegt hatte? Er trat auf die Klappe, welche das zu ebener Erde belegene Kellerfenster verschloß und rüttelte mit zitternder Hand an den Laden, der von innen heute auffällig lose angeschraubt, sogleich aufflog und klatschend gegen die Mauer zurückflog. Erschrocken sprang der nächtliche Wanderer einen Schritt zurück. Es blieb jedoch alles ruhig, die Straße lang nach beiden Seiten hin verödet und menschenleer. Nur aus der fernsten Quergasse am sogenannten Wallgraben tönte der leise, schläfrige Pfiff des Nachtwächters zu ihm herüber.

„Ich begreife die unverantwortliche Nachlässigkeit unseres Kassirers nicht,“ flüsterte Ludwig vor sich hin, „er ist sonst in dieser Beziehung so gewissenhaft. Wie leicht kann Jemand hier einbrechen und die Kasse bestehlen?“ Seine Gedanken verirrten sich, „wie leicht könnte ich selbst mich von aller Angst und Qual befreien?“ — Ein einziger entschlossener Druck und er war gerettet, aber — nur entlehnen wollte er die kleine Summe, die er so nothwendig brauchte, nach und nach Alles wieder zulegen und dann

nie wieder spielen, gewiß nicht! aber, sollte es geschehen, so mußte es gleich sein, ehe der Wächter auf seiner Runde wieder hier vorbei kam und ihn bemerkte.

Er raffte all' seinen Muth zusammen. Noch einmal ließ er den scheuen Blick über die Straße gleiten. Dann drückte er mit einer entschlossenen Bewegung die Glascheibe ein und öffnete von innen das Fenster, durch welches er demnächst in das Zimmer hineinstieg. Einen Augenblick blieb er tief Athem schöpfend, stehen. Dann tappte er mit wankenden Schritten an das eiserne Geldspinde, das er jedoch, wie er gleich vermuthet hatte, fest verschlossen fand. „Viel- leicht finde ich etwas Geld in der Ladentasse,“ flüsterte er vor sich hin und öffnete die in den Laden führende Thür, welche sich unheimlich knarrend in ihren Angeln drehte. In diesem Augenblick pfiß der Wächter draußen und sein im näselnden Tone gesungenes:

„Hört, Ihr Herrn und laßt Euch sag'n,
Die Glocke, die hat elf geschlag'n,
Bewahrt Guer Feuer und Guer Licht,
Damit in der Stadt kein Schade geschieht!“

klang wie die Posaunenstimme des Weltgerichts an Ludwigs Ohren. Wenn der Wächter nun das offene Comtoirfenster des Kaufmanns entdeckte und Lärm machte, war er dann nicht verloren? Kalter Angstschweiß trat ihm auf die Stirn bei diesem Gedanken. Indeß ging der Nachtwächter ruhig vorüber.

„Jetzt rasch, ehe er wiederkehrt!“ drängte es in ihm, als die Schritte des Wächters sich in der Ferne verloren hatten und entschlossen trat er an den Ladentisch, zog den Geldkasten auf und tastete darin umher. Ein Freudenschrei rang sich unwillkürlich von seinen Lippen. Er hatte eine Geldrolle gefühlt. Das den Tag über eingekommene Geld wurde allabendlich nach den verschiedenen Münzsorten geordnet und in Rollen gepackt. Diese eine war jedenfalls in der Eile vergessen und zurückgelassen worden. Er eilte mit hochklopfendem Herzen an das Fenster, schwang sich hinauf und sprang so schnell, als würde er von den Geistern der Finsterniß gehet, hinunter auf die Straße. Es war noch Alles so still und ruhig, wie vorher. Er warf bei dem schwachen Schimmer einer Straßen-

Laterne einen Blick auf die Rolle und fand, daß sie zehn Thaler in Biergrofschenftücken enthielt. „Tief Athem schöpfend, rannte er durch die Straßen dem elterlichen Hause entgegen. —

2.

In einem kleinen, rauchgeschwärzten Stübchen eines vom Alter arg mitgenommenen Hauses der Vorstadt saß der alte Korbflechter Welscher in einem wackligen Lehnstuhl, emsig bemüht, das Rohrgesäß eines Stuhles wieder herzustellen. Die Arbeit mochte ihm trotz ihrer Leichtigkeit wohl recht schwer fallen, denn seine kalten Hände zitterten fieberhaft, die Wangen sahen bleich und abgehärmt aus und seine, durch Krankheit und Entbehrung entstellten Züge schienen ein ganzes Buch von Armuth, Sorge und Kummer. Die Gattin saß nicht weit von ihm am Ofen, in dem trotz der nächtlichen Kühle kein Feuer brannte. Sie bemühte sich vergeblich, den schreienden Säugling, dem ihre flechte Brust keine Nahrung mehr zu bieten vermochte, zum Schweigen zu bringen. Vier an-

dere Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen in dem Alter von zwei bis sieben Jahren in ärmlichen, beinahe zerlumpten Kleidern hockten zum Theil weinend und mit bleichen Wangen auf dem kalten Fußboden oder sie hatten sich an die Mutter geschmiegt und schauten mit von Thränen überströmten Blicken zu derjenigen empor, von der sie Milderung des einzigen Kummer, der ihre Jugend trübte, erwarten konnten, nämlich Brod zur Stillung ihres Hungers.

Obwohl man aber beim Eintritt in das kleine Gemach sogleich wahrnehmen mußte, daß die bitterlichste Armuth hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, konnte man doch den Geist der Ordnung, der hier waltete, nicht verkennen und eine gewisse Sauberkeit machte sich auch in den kleinsten Dingen bemerkbar. Die Kleider der Kleinen waren, wenn auch vielfach geslickt, doch rein und ganz. Jedes Ding stand auf seinem Plage, wohin es gehörte und der Fußboden war weiß geschauert und mit Sand bestreut.

„Kommt denn der Bruder immer noch nicht?“ fragte Emma, das älteste der beiden Mädchen.
„Liebe Mutter! hast Du denn gar keine Brod=

fruste mehr im Tischkasten?" jammerte der kleine vierjährige Paul, der sonst der Munterste von der kleinen Schaar war.

"Geduld, Kinder!" rief die Mutter, "der Ludwig ist gewiß schon unterwegs und wird bald hier sein." Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, als sie diese Worte sprach. Eine lange, peinliche Stille entstand. Das einzige, trüb brennende Talglicht flackerte zuweilen phosphorartig auf und warf dann einen grellen Schein auf die Züge des Korbflechters, der diese fast gespensterhaft erscheinen ließ. "Wo nur der Ludwig so lange bleibt?" fragte er endlich, erschöpft mit seiner Arbeit einen Augenblick inne haltend. — "Er wird wohl, als er sein Geld bekommen hatte, zunächst an sich gedacht, irgendwo Abendbrod gegessen haben und nun bei einem Glase Bier sitzen geblieben sein, das ist sehr natürlich!" sagte die Frau.

"Der Junge macht mir auch noch Kummer und Sorge!" sagte Welscher, "er ist in allen seinen Handlungen so fahrlässig und unbedacht und hat einen so unbesiegbaren Hang zu Vergnügungen, daß ich nicht weiß, wie das noch

enden soll. Worte und Ermahnungen helfen nicht. Herr Ruhmann klagt auch über ihn. Gott besser's ja, wenn ich gesund wäre und so kräftig wie früher, dann sollte es wohl anders sein, aber die schlimme Krankheit hat mich ganz zum Greise gemacht!" —

Die Frau seufzte tief auf. „Vertraue auf Gott, lieber Mann!“ sagte sie leise, „er wird es wohl machen und auch der Ludwig steht ja in seiner Hand, er wird sich ändern, wenn ihm erst die rechte Vernunft gekommen sein wird!“ —

Es schlug zehn, dann elf. Der so sehnlich Erwartete kam noch immer nicht. Die Unruhe der Eltern stieg mit jeder Minute. Die Kleinen waren vor Ermattung und Erschöpfung eingeschlafen. Nur die beiden älteren Kinder hielt der Hunger noch wach. Die Mutter erhob sich um die Kinder zu Bette zu bringen.

Endlich, endlich klingelte draußen die Hausthür und einen Augenblick später trat der Sohn in das Zimmer. Der Zeiger der alten Schwarzwälder Uhr wies nahe auf Mitternacht.

„Der Ludwig ist da!“ erscholl es jubelnd aus dem Munde der Kleinen, die dem Bruder

fröhlich entgegensprangen und mit verklärten Gesichtern die Weißbrödchen in Empfang nahmen, die dieser aus seinen Rocktaschen hervorzog.

Der Vater warf einen prüfenden Blick auf des Sohnes Antlitz. Der Jüngling sah verstört und bleich aus. „Wo bist Du gewesen, Ludwig?“ fragte der Vater streng.

„Ich war der Einladung eines Collegen gefolgt,“ gab der junge Mann mit unsicherer Stimme zur Antwort, „wir haben ein Parthie Regel geschoben und dazu ein Paar Gläser Bier getrunken. Ich denke, nach so langer Entbehrung wird mir diese kleine Ausgabe wohl erlaubt sein!“ — Er legte die Geldrolle mit diesen Worten der Mutter in den Schoß und schickte sich an, seiner Oberkleider sich zu entledigen.

„Ich habe es Dir schon so oft gesagt,“ fuhr der Korbflechter im ernstesten Tone fort, „daß Du das Geld, welches Du in der ersten Hälfte jedes Monats regelmäßig jeden Abend verthust, viel nützlicher anwenden kannst. Ein so junger Mensch, wie Du, braucht noch nicht in den Kneipen herumzuliegen und die Zeit mit Spie-

len, Trinken und Rauchen zu tödten. Du wirst es später bereuen. Schon Mancher hat den Leichtsinn seiner Jugend mit heißen Thränen beweint."

"Was?" brauste Ludwig im heftigen Tone auf, „auch das Bischen Erholung am Abend soll ich nicht mehr haben, wenn ich mich den Tag über am Schreibtisch mit Zahlen und anstrengenden geistigen Arbeiten abgemüht und geschunden habe? Ei! da werde ich mir künftig für eigene Rechnung ein Zimmer miethen und lieber meinen Salair für mich behalten, anstatt in Gemeinschaft mit Euch zu hungern und zu darben. Gebe ich Euch nicht fast Alles, was ich verdiene und ist es noch nicht genug für das Bischen Essen und Trinken und das elende Bett, das ich bei Euch habe?"

Der Vater schüttelte trüb das Haupt und unterdrückte den Seufzer, den die Lieblosigkeit des Sohnes ihm erpreßte. Die Mutter weinte. Sie wollte antworten, wollte fragen, was denn der brustkranke, leidende Vater für Erholung hätte nach des Tages Qual und Mühe, aber

sie schwieg auf einen Wink des Vaters. Bald darauf begab sich die Familie zur Ruhe. —

Am andern Morgen saßen die Angehörigen des alten Korbflechters noch bei dem spärlichen Frühstück, als zwei Polizei-Sergeanten in das Zimmer traten und nach dem jungen Welscher fragten. Dem entsetzt und mit aschfarbenem Gesicht vom Stuhle aufspringenden Ludwig bedeuteten sie, ihnen sofort zum Polizei-Gewahrsam zu folgen.

Der alte Korbflechter war zum Tode erschrocken gleichfalls aufgesprungen. Die fürchterlichste Angst malte sich in seinen bleichen Zügen, in welcher sich nur die eine Frage: „was hat der Ludwig gethan?“ mit unverkennbarer Deutlichkeit ausdrückte. Die Geschwister weinten und schrieten und wollten den Bruder nicht fortlassen. Die Mutter rang laut weinend die Hände. Es war ein Bild maßlosen Jammers.

Draußen auf der Straße liefen die Nachbarn zusammen. Eine Heerde Schulbuben jagte lärmend und tollend hinter den Dienern des Gesetzes her, welche den unglücklichen Ludwig zwischen sich genommen hatten und mit ihm

eilig durch die Straßen schritten. Fragen: „was giebt's? was ist drüben bei Welschers vorgefallen?“ las man in eines Jeden Antlitz, klangen von jeder Lippe. „Beim Kaufmann Ruhmann haben sie die Nacht eingebrochen!“ lautete die Antwort, „die Diebe sind durch das offene Fenster von der Straße aus in das Comtoir gestiegen, haben das eiserne Geldspinde erbrochen und über Vierzig Tausend Thaler in Gold und Banknoten gestohlen. Der Ludwig Welscher soll auch dabei gewesen sein!“

„Das ist eine schändliche, nichtswürdige Lüge!“ schrie der alte Welscher, als ihm diese Worte zu Ohren kamen, mit verzweiflungsvoller Stimme, „leichtsinzig ist er, der Junge, der Ludwig, aber kein Dieb. Ich will sofort Schritte thun, um die Unschuld meines Sohnes klar vor Jedermanns Auge zu bringen. Er zog den fadenscheinigen Sonntagsrock an und begab sich nach kurzem Abschied von seiner Familie hinaus.

Lange, lange lief er herum, lange wartete er vor den Thüren der Gerichtsbeamten, aber keiner hatte einen Rath, keiner ein Wort der Ermuthigung für den Armen. Der Abend war

bereits weit vorgeschritten, als er vor dem Hause des Kaufmanns Ruhmann anlangte, den er allein in seinem Privatzimmer traf.

„Herr Ruhmann,“ begann er mit zitternder Stimme, „Sie kennen meinen Sohn, der bei Ihnen seit längerer Zeit beschäftigt ist. Nicht wahr? Sie halten ihn nicht für einen Dieb! Er ist unschuldig, bewirken Sie, daß er freigelassen wird und zu seiner bekümmerten Familie zurückkehren darf. Sie können es, ein Wort von Ihnen und er ist frei!“

„Das thut mir leid!“ entgegnete der Kaufmann ruhig, „da werde ich wohl nicht helfen können, denn die Betheiligung Ihres Sohnes an dem Diebstahl dürfte wohl als erwiesen feststehen. Sehen Sie das Taschenbuch dort auf dem Tische? Es ist das ihres Sohnes, der es in der Nacht bei seinem eiligen Heraussteigen aus dem Fenster jedenfalls verloren hat, denn heute in der Frühe fand es eine Frau, die in meinem Hause wohnt, auf der Kellerklappe. Ich erwarte jeden Augenblick den Boten vom Polizeigericht, der es abholen wird, denn der Untersuchungsrichter hat bereits die ganze Ge-

schichte hier in meiner Wohnung zu Papier gebracht. So ganz unschuldig, wie Sie glauben, dürfte demnach Ihr Sohn nicht sein!"

Erschüttert sank der arme Handwerker vor dem Kaufmann auf die Kniee: „Es ist nicht möglich, es kann nicht sein!" rief er jammernd. „Herr Ruhmann!" fuhr er im flehenden Tone fort, und indem er die Füße des strengen Prinzipals umflammerte, „ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, retten Sie meinen unglücklichen Sohn! bewahren Sie meinen Namen, den ich 60 Jahre lang mit Ehren getragen, vor Schande und Schmach. O, Sie können den Jammer abwenden von meinem grauen Haupte, das vor Schmerz und Herzeleid in die Grube fahren würde, wenn die Oeffentlichkeit meinen Sohn einen Dieb, einen Räuber nennt! er ist gewiß unschuldig, wenn auch der Schein gegen ihn ist. Er ist wohl spät gestern Abend zu Hause gekommen, hat aber die Nacht in seinem Bette zugebracht. Er kann die unselige That nicht verübt haben."

Der Kaufmann zuckte die Schultern. „Ich kann nichts thun," sagte er, „wir dürfen dem

Gerichte, das die Sache in Händen hat, nicht vorgreifen. Wenn Ihr Sohn unschuldig ist, wird es sich herausstellen und er wird auf freien Fuß gesetzt werden, wo nicht, so geht das Gesetz seinen Gang. Hoffnung für ihn habe ich nicht nachdem, wie die Sache liegt."

Erschüttert wankte der arme Vater nach Hause, den Seinen die Trauerkunde zu überbringen. Aber der Schreck, die namenlose, fürchterliche Angst, der Gram um den mißrathenen Sohn hatte das Herz des alten Mannes gebrochen, seine Kräfte aufgezehrt. Er verfiel in ein hitziges Nervenfieber und starb eine Woche nach dem unglückseligen Vorfall. —

Ludwig hatte ein umfassendes Geständniß abgelegt. Das Gericht verurtheilte ihn unter Annahme milderer Umstände wegen seiner Jugend nur zu einjähriger Zuchthausstrafe. Den Nachforschungen der Polizei-Behörde war es gelungen, auch die Diebe zu ermitteln, welche in der Nacht, eine Stunde darauf, nachdem Ludwig den Diebstahl ausgeführt, gleichfalls durch das Fenster in das Comtoir gestiegen waren, mittelst Brecheisen und Dietriche Ruh-

manns Geldspinde erbrochen und das darin befindliche Geld herausgenommen hatten. Ihrer Angabe nach hatte nur das offenstehende Fenster sie veranlaßt, in das Innere des Hauses sich zu begeben und den Diebstahl zu verüben, den sie unter andern Umständen und bei verschlossenen Fensterladen nicht gewagt haben würden. Ludwig war sonach zum größten Theil Schuld an dem großen Verlust, der seinen Prinzipal betroffen und die allgemeine Verachtung, welche ihn traf, war noch lange nicht die größte Strafe, womit die Vorsehung seinen grenzenlosen Leichtsinne ahndete. Denn als er nach Abbüßung seiner Kerkerhaft wieder die elterliche Wohnung betrat, klang ihm die erschütterte Nachricht entgegen, daß auch seine Mutter vor einigen Wochen in Elend und Dürftigkeit gestorben und seine Geschwister in das Waisenhaus untergebracht seien. Das waren die Folgen des Leichtsinnes. Ein ganzes Leben voll Reue und Buße konnte nicht die Erinnerung an seine verfehlte Jugend im Herzen des Jünglings auslöschen, für den es hinfort keine wahre Freude mehr gab, denn der nimmer rastende Richter in seiner

Brust schrie ihm unaufhörlich in die Ohren:
„Du bist schuld an dem Tode deiner armen
braven Eltern und durch dich sind deine Ge-
schwister frühzeitig Waisen geworden.“

Der Wucherer.

Erzählung.

„Also weißt Du keinen Ausweg mehr, lieber Mann?“ fragte eine junge, recht blaß und leidend aussehende Frau ihren Gatten, einen braven Leineweber in einer kleinen Stadt im mittleren Deutschland.

„Wie ich Dir sage, liebe Marie!“ lautete die im traurig klingenden Tone gegebene Antwort, „ich bin unermüdetlich und ohne zu rasten herum gelaufen, ich habe überall mit der Beredsamkeit, die das Unglück verleiht, unsere traurige Lage geschildert, habe überall angeklopft wo ich Herzen zu finden hoffte und überall habe ich Steine statt Herzen gefunden. Man hatte kaum ein Wort des Trostes für mich. Kein

Bitten, kein Flehen half. „Es seien schlechte Zeiten,“ hieß es, „Jedermann brauche sein Geld nothwendig für sich! schlimm sei die Sache, aber einmal nicht zu ändern, und was dergleichen schöne Redensarten mehr waren!“

„Und der reiche Gölldenstein, unser Gläubiger, ist wirklich so unbarmherzig, daß er nicht ein paar Tage länger warten will mit dem Gelde, welches wir ihm schulden?“ fragte die Frau.

„Ich habe Alles mögliche versucht, um ihn zu rühren,“ entgegnete der Mann. „Er bleibt bei seinem Vorsatz. Wenn er bis morgen früh zehn Uhr nicht die fünfhundert Thaler hat, geht Alles seinen Gang, unser Häuschen, in welchem wir so lange Zeit glücklich waren, wird öffentlich an den Meistbietenden verkauft und wir gehen hilflos, von Gott und Menschen verlassen, hinaus in die weite Welt, werden wohl noch gar wegen unseres Unglücks verspottet.“

„Ja, das ist wirklich recht traurig!“ sagte die Frau und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. Dann aber, von ihrem Schmerz übermannt, barg sie ihr Gesicht weinend an die Brust

des Gatten. „Bist Du denn auch bei dem reichen Isaac Selig gewesen?“ fragte sie nach einer Pause den Kopf emporhebend.

„Bei dem?“ rief der Mann unwillig, „na, der liebe Gott möge mich bewahren, mit diesem Gauner in Berührung zu kommen, von dem die ganze Stadt mit Verachtung spricht. Es giebt keinen größeren Halsabschneider, keinen habstüchtigeren Wucherer, als diesen reichen Israeliten, der ein ordentliches Vergnügen daran zu haben scheint, die Leute auszuziehen und an den Bettelstab zu bringen. Nein, nein, Frau! wie trostlos auch unsere Aussichten sein mögen, zu dem Isaac Selig gehe ich nicht. Dem herzlosen Bösewicht gönne ich am Allerwenigsten das Vergnügen, sich an unserem Unglück zu weiden!“

„Aber man sagt doch, er habe der armen, alten Wittwe Steinmann draußen in der Kasanien-Allee, die auf den Tod krank darnieder lag, und um die kein Mensch sich kümmerte, den Winter hindurch mit Geld und Lebensmittel geholfen und ebenso soll er die bedürftige Korbflechter-Familie vor dem Wall-Thore wieder

aufgeholfen haben. Man darf nicht immer den Verläumdungen böser Menschen Glauben schenken und muß, so lange man nicht handgreifliche Beweise des Gegentheils hat, von seinem Nächsten stets das Beste denken!"

"Das sind Narrenspößen!" erwiderte der Mann, „wenn der Isaac Selig Jemandem geholfen, so hat er sicherlich seinen Vortheil dabei im Auge gehabt. Er ist ein Erzichelm, ein Betrüger sonder Gleichen. Ich weiß es aus sicherer Quelle. Wenn Du mir keinen bessern Vorschlag machen kannst, so müssen wir leider Gottes unser Häuschen springen sehen und was dann aus uns werden mag, weiß Gott allein!"

Die Frau schwieg tief bekümmert und der Gatte setzte sich eben so trostlos in den Sorgenstuhl und hing seinen Gedanken nach. —

Draußen an der Stubenthür stand ein kleines zehnjähriges Mädchen, Anna, die Tochter des Ehepaars. Sie hatte das Gespräch der Eltern belauscht und empfand eine große Betrübniß in dem Gedanken, daß die Eltern sich in so großer Noth befanden und sie noch zu klein und schwach sei, um helfen zu können.

„Vielleicht aber,“ dachte sie mit dem ganzen rührenden Vertrauen kindlicher Unschuld, „ist es doch nicht unmöglich, daß ich etwas für meine armen Eltern thun kann! wie, wenn ich einmal hinginge zu dem Isaac Selig, auf den der Vater so böse zu sprechen ist und ihn bäte, uns zu helfen? So steinhart von Gemüth wird er doch nicht sein, daß er mir nicht wenigstens einen Rath ertheilen sollte, wie wir unser Häuschen behalten können!“ — Gänzlich beherrscht von diesem Gedanken, nahm sie ihr Mäntelchen aus der Schublade, warf es über, setzte den kleinen Hut auf und befand sich nach wenigen Augenblicken auf der Straße. — Der jüdische Banquier Isaac Selig galt für den reichsten Mann der Stadt. Er bewohnte ein schönes zweistöckiges Haus am unteren Ende der Hauptstraße. Nichtsdestoweniger aber machte sich kein übertriebener Luxus in seinen Gemächern bemerkbar. Die Wände waren mit einfachen, aber geschmackvollen Tapeten überkleidet. Sauber gehaltene wollene Teppiche bedeckten die Fußböden und zierlich gearbeitete Polirander-Möbel füllten die Räume. Ueberall herrschte jene gediegene Pracht, die

den Mann von Bildung und Lebensart kennzeichnet.

Anna hatte das Haus erreicht. Sie blieb eine Secunde lang vor demselben stehen, um Athem zu schöpfen und um sich auf eine passende Anrede zu besinnen, denn sie fühlte sich ängstlich und besangen, ohne zu wissen, warum. Nachdem sie dann rasch an dem blanken messingenen Knopf gezogen hatte, öffnete sich das Portal und sie trat in den Hausflur. „Kann ich den Herrn Selig sprechen?“ fragte sie den Hausdiener, der ihr in einfacher schwarzer Livree mit weißen Messingknöpfen entgegen trat. „Er ist in seinem Arbeitszimmer,“ antwortete der Diener und schritt dem Mädchen durch eine Reihe schön ausgestatteter Gemächer voran, bis er zuletzt vor einer Portiere von schwerem Seidenstoff sie einen Augenblick verweilen hieß, während er selbst in das Kabinet trat, um die kleine Besucherin seinem Herrn anzumelden. Einen Augenblick später erschien er wieder und bedeutete sie, einzutreten.

Der reiche Banquier saß in einem eleganten Lehnstuhl von rothem Blusch vor seinem Arbeitstische. Er hatte einen dicken Folianten

aufgeschlagen vor sich liegen und schien gänzlich vertieft in die Zahlen-Colonnen, womit die weißen Blätter übersäet waren. Er drehte sich auch nicht herum, als Anna eintrat und erwiderte den bescheidenen Gruß des Mädchens mit keiner Silbe. Das Kind betrachtete zagend die harten, von Runzeln durchfurchten Züge desjenigen, den man allgemein den Bucherer nannte und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß in diesem kalten theilnahmlosen Gesichte nichts zu finden war, was auf Mitgefühl für das Unglück und auf Barmherzigkeit schließen ließ. Thränen kamen ihr in das Auge und sie mußte recht bang aufschluchzen.

Jetzt erst warf der Hausherr den Kopf herum und ein Paar graue, stechende Augen besteteten sich forschend auf des Mädchens Antlig. „Was willst Du, Kind?“ fragte er in einem Tone, dem man es deutlich anhörte, daß der Verdruß über die unwillkommene Störung ihm zu Grunde lag.

Anna raffte all ihren Muth zusammen und unterdrückte mit Gewalt die stärker in ihr Auge steigenden Thränen. „Lieber Herr Selig,“ be-

gann sie, „meine Eltern befinden sich in einer recht traurigen Lage. Mein Vater, den Sie ja gewiß auch als einen braven und fleißigen Handwerker kennen, schuldet dem Kaufmann Guldenslein in der Rosengasse eine Summe von 500 Thalern, die zur ersten Stelle auf unserm Hause eingetragen steht. Nun ist das Geld gekündigt und wenn Vater bis morgen früh 8 Uhr es nicht berichtigt hat, wird unser Häuschen verkauft mit allem, was dazu gehört. Ueberall ist der Vater herumgelaufen, aber er hat kein Geld aufreiben können. Ich komme deshalb zu Ihnen, lieber Herr Selig, und will Sie recht herzlich bitten, helfen Sie uns! der liebe Gott wird es Ihnen lohnen. Ich weiß, der Vater überlebt's nicht, die Verachtung und den Spott der bösen Menschen, die sich über unser Unglück freuen, mit ansehen und hören zu müssen. Er würde sich zu Tode grämen und — was sollte dann aus uns werden? Versagen Sie uns deshalb Ihren Beistand nicht, werther Herr Selig, und ich will Tag und Nacht für Ihr Glück zum lieben Herrgott bitten, will Ihnen zeitlebens dankbar sein!“

Woher dem sonst so zaghaften Kinde in dieser Minute die Worte gekommen waren, — Anna wußte es nicht. Sie stand mit gefalteten Händen und gerötheten Wangen vor dem reichen Manne und in ihren reinen blauen Augen zitterten dieselben Strahlen der innigsten Kindesliebe und zwei rührende Thränen blickten darin, wie die Thautröpfchen im Kelche des Vergißmeinnicht. Das hätte wohl ein Felsenherz rühren können. Das Antlitz des Juden aber blieb so kalt und unbeweglich, als wäre es aus Stein gehauen. Nur ein scharfer Beobachter hätte ein leises Zucken, so flüchtig, wie der Schatten eines vom Abendwind bewegten Blattes vorübergleitet, darin wahrnehmen können. Das konnte man aber wohl kaum auf Rechnung einer menschlichen Rührung setzen und ebenso wenig bewies es die Antwort, welche der Wucherer gab: „Mein liebes Kind!“ sagte er nämlich trocken, „es thut mir leid, Euch nicht helfen zu können. Abgesehen davon, daß ich mit Kindern keine Geschäfte abschließen kann und Dein Vater wohl selbst hätte kommen können, so bin ich auch wirklich nicht in der Lage, so ohne Weiteres 500 Thlr.

ohne jede andere Sicherheit als die Ehrenhaftigkeit Deines Vaters, herauszugeben. Das wirst Du auch wohl einsehen. Zu verschenken hat in jegiger schlechter Zeit Niemand etwas und mir fällt eine solche Thorheit am Allerwenigsten ein. Hat Dein Vater schlecht gewirthschaftet, so mag er die Folgen tragen, wie man sich bettet, so schläft man, und nun gehe nur wieder nach Hause, denn ich habe keine Zeit zum längeren Anhören von Redensarten!" — Er wandte sich wieder seinem Buche zu.

„Ach, mein Gott!" rief das Mädchen weinend, „wenn Sie wüßten, Herr Selig, wie traurig es mit uns steht, Sie würden mich so herzlos nicht abweisen. Nicht schlecht gewirthschaftet hat der Vater, mancherlei Krankheitsfälle, Mangel an Verdienst und dergleichen Mißgeschick haben uns zurückgebracht. Gott weiß es, ich bin hierher gekommen mit einem so vertrauensstarken Herzen, mit so gläubiger Zuversicht auf Ihre Herzensgüte, wie man sie nur dem himmlischen Vater entgegentragen kann, und auch jetzt kann ich die Ueberzeugung nicht

aus meinem Herzen reißen, daß Sie uns helfen werden."

Der Jude schüttelte entschieden den Kopf. „Was ich gesagt habe, dabei bleibt's!" rief er im barschen Tone und ohne eine Miene zu verziehen, „wie kannst Du glauben, daß ich mein Geld wegwerfen würde? Hättest Du nur ein bißchen Ueberlegung gehabt, so wärest Du mit einer solchen Voraussetzung nicht zu einem Manne gekommen, den die ganze Stadt den habgüchtigsten, gemeinsten Wucherer und Geizhals nennt. Das weißt Du doch wohl, daß ich in diesem Rufe stehe, Du hättest Dir also diesen Gang sparen können!"

„Ich habe es nicht glauben wollen," antwortete Anna traurig, „der gute Mensch glaubt ja doch immer das Beste von seinem Nebenmenschen, gleichviel, was Glauben er sei. Nun aber sehe ich wohl, daß die Leute Recht haben und will auch nicht weiter in Sie dringen. Verzeihen Sie, daß ich Sie gestört habe!" Sie wandte sich rasch und verließ das Kabinett. — Draußen stand der Bediente, welcher sie wieder

durch alle Zimmer bis hinaus auf die Straße begleitete. —

Eine Minute, nachdem das Mädchen hinaus gegangen war, blieb der Banquier nachsinnend in seinem Lehnstuhl sitzen. Dann nahm er seine unterbrochene Arbeit wieder auf. Als die Pendule auf dem Marmor-Consol die zwölfte Stunde anzeigte, rief er seinen Diener Jacob, welcher gleichzeitig die Functionen eines Hausdieners, Laufboten und Reitknechts versah, denn Selig besaß eine sehr schöne Equipage.

„Höre, Jacob!“ befahl der Banquier, „Du kannst jetzt den Rappen ein Wenig ausreiten. Wenn Du in die Steinstraße kommst, so biege doch rechts ab in die Rosengasse ein und gehe zu dem Kaufmann Gölldenstein hinauf, mache eine Empfehlung von mir und sage ihm, ich ließe ihn bitten, daß er mit dem Weber Eichmann in Betreff der 500 Thaler, die dieser ihm schulde, noch ein Paar Tage Geduld habe. Sage ihm nur, ich leistete Bürgschaft für die Eichmann'schen Eheleute und er würde sein Geld schon erhalten. Auf ein Paar Tage werde es ihm ja nicht ankommen. Den Termin zum

öffentlichen Verkauf des Grundstücks solle er aber vom Gericht noch weiter hinausschieben lassen, denn das Häuschen sei dem braven Handwerker an's Herz gewachsen und ich würde es gern sehen, wenn es ihm erhalten bliebe. Man müsse seinem Nebenmenschen helfen, das sei Pflicht jedes braven Mannes. Das sage ihm und nun mache, daß Du fort kommst!"

Jacob säumte nicht, den Befehl seines Herrn so schnell wie möglich auszuführen. Er lief, wie er ging, und stand in den Stall, sattelte den Rappen und sprengte zum Thorweg auf die Straße hinaus. Bald hielt er vor dem Hause des reichen Gölldenstein, band sein Pferd an das Gitterthor, begab sich in die Wohnung des Kaufmanns, der eben ausgehen wollte und wiederholte ihm Wort für Wort, was sein Brinzipal ihm zu sagen aufgetragen hatte.

Da fuhr aber der reiche Handelsherr so wüthend auf und schaute den Jacob mit so zornfunkelnden Augen an, daß dieser ganz verwundert drein schaute, weil er nicht begreifen konnte, warum seine treuherzigen Worte, die er

gar nicht böse gemeint, so mißfällig aufgenommen wurden.

„Sag' er seinem Herrn, dem Esel, daß ich gar nicht im Traum daran denke, ihm den Willen zu thun!“ schnaubte der wüthende Kaufmann, „das Haus wird morgen verkauft und damit basta! Will Euer Herr der, Filz, den die ganze Stadt den Wucherer nennt, etwa die fünfhundert Thaler für den Weber an mich zahlen, so bin ich's zufrieden, dann muß es aber heut noch zu dieser Stunde geschehen, wenn nicht, geht die Sache ihren Gang. Sag' er das seinem Herrn und sage er ihm auch, daß ich mir jede Einmischung in meine Angelegenheiten auf das Ernstlichste verbäte. Wenn ihm seine Knochen lieb seien, solle er schweigen und keinen Schritt in der Sache thun. Ich lasse nicht mit mir spaßen! sage er das!“ —

„Sehr wohl!“ brummte Jacob, gänzlich eingeschüchtert von den rauen Worten, welche er zu hören bekam, „ich werde meinem Herrn Euren Bescheid zu wissen thun!“ Eilig begab er sich darauf die Treppe hinab und zum Hause hinaus. Als er jedoch den Rappen wieder be-

stiegen hatte und nun auf dem Pferde sitzend, einen Blick nach den Fenstern des reichen Kaufmanns hinauf warf, fühlte er einen heftigen Zorn in sich darüber aufsteigen, daß derselbe ihn so schnöde und grob abgefertigt hatte und auf das Anerbieten seines Herrn nicht eingehen wollte. Im vollen Aerger streckte er daher seine Faust gegen den am Fenster lehrenden Guldenstein aus, und jede Schüchternheit schien aus seinem Wesen verschwunden. „Ihr seid ein Erz-Dallunke!“ schrie er mit donnernder Stimme hinauf, „und wollt nur dem armen Eichmann sein Häuschen abschwindeln! sorgt nur selber für Eure Knochen, denn treffe ich Euch einmal allein in einer finsternen Quergasse, dann wehe Euch!“ Rasch warf er nach diesen Worten das Pferd herum und ritt davon, denn der eigenthümliche Austritt hatte einige Zuschauer herbeigelockt und er war klug genug, um einzusehen, daß man derartigen Zeugen aus dem Wege gehen müsse. Guldenstein ging unterdeß in heftiger Erregung in seinem Zimmer auf und ab. Zuweilen blieb er stehen und starrte sinnend durch das offene Fenster auf die Straße



Der Wucherer.

hinan
thun,
Sema
Um
lasse
und
W
de
gl
W
da
an
2
P
—
G
de
di
i
t
2
4
e

hinaus; „Das sollte mir für ewige Zeiten leid thun,“ murmelte er vor sich hin, „wenn mir Jemand bei dem Hauskauf in die Quere käme. Um keinen Preis möchte ich das Haus fahren lassen. Ich glaubte es schon sicher zu haben und nun kommt der Jude mir in den Wurf. Was in aller Welt kann er nur davon haben, den Eichmann'schen Eheleuten zu helfen? Ich glaube, es ist nur eine Grille von dem alten Wucherer, um mir zu schaden, weil er weiß, daß ich mir eine Fabrik auf dem Grundstück anlegen will, da es eine außerordentlich günstige Lage hat und mir die größten Vortheile in Aussicht stellt. Nun! wir müssen es abwarten!“ — Nach diesem Selbstgespräch verließ er das Haus, um seine Geschäftsgänge zu erledigen.

Am Vormittage des folgenden Tages saß der Auktions-Commissarius, seine Brille über die Nase gespannt, mit wichtiger Amtsmiene im Stübchen der Familie Eichmann. Er hatte mehrere weiße Bogen Papier vor sich auf dem Tische liegen und der schwarzlackirte hölzerne Hammer, der dazu bestimmt war, mit einem einzigen Schlage eine arme, aber rechtschaffene

Familie in's Glend zu stürzen, lag daneben. Die beiden Gatten saßen in der Kammer nebeneinander, die Frau bitterlich weinend, der Mann in düsterem Schmerze vor sich hinstarrend. Die kleine Anna hatte sich auf der niederen Fußbank am Fenster niedergelassen. Sie hoffte noch immer, daß von irgend einer Seite her eine Hülfe kommen sollte.

Das Zimmer füllte sich nach und nach mit Neugierigen, nicht Bietungslustigen, wie man auf den ersten Blick hätte annehmen können, denn die Leute wußten recht gut, daß der Kaufmann Guldenstein das Grundstück erwerben wollte und Niemand hätte sich getraut, den reichen Mann, der zugleich Rathsherr, daneben ein Freund des Bürgermeisters war und so einen langen Arm hatte, zu überbieten und ihn sich zum Feinde zu machen. Guldenstein wußte das Alles gar wohl. Die triumphirende Miene, mit welcher er plötzlich zur Stubenthür herein und unter die Versammlung trat, verrieth es nur zu deutlich.

„Sie wissen, Herr Auctions-Commissarius,“ fing er an, „mehr wie fünfhundert Thaler ist

die alte Baracke nicht werth. Ich will 550 geben, damit es nicht wieder heißt, der Guldenstein ist ein hartherziger Mensch. Die Leuten bekommen auf diese Weise noch 50 Thaler heraus und können etwas anfangen! schlagen Sie zu!"

"Fünfhundert und fünfzig Thaler zum ersten!" rief der alte Auktions-Commissarius mit feierlichem Ernst und blickte aufmunternd im Kreise umher. Aber Niemand bot weiter und eine unheimliche Stille herrschte in dem Gemache.

"Fünfhundert und fünfzig Thaler zum zweiten, zum dritten und zum — —"

"Acht Hundert Thaler!" tönte jetzt eine tiefe, sonore Stimme.

Hätte mit gewaltigem Krachen plötzlich ein Blitzstrahl mitten unter die Versammlung geschlagen, die Wirkung hätte nicht erschütternder sein können, als diese wenigen Worte sie hervorriefen. Alle Blicke wandten sich nach dem Eingang und blieben wie verzaubert an dem ruhigen, kalten Gesicht des Banquiers Selig hängen, der in einfacher, würdiger Haltung, den

Hut in der Hand und in tadelloser Toilette auf der Schwelle stand.

„Ach, mein würdiger Herr College! Sie hier?“ stammelte Gölldenstein bestürzt.

„Ich hier!“ erwiderte der Angeredete und begrüßte den Frager mit einer zierlichen Verbeugung. „Hätte es nicht vermuthet!“ warf Gölldenstein hin. „Es ist ein Zufall, ein reiner Zufall, mein werther Herr College!“ betheuerte Selig, „ich ging gerade hier vorbei und hörte das Gebot, das sie angaben. Es schien mir ein zu geringes für das prächtige Wohnhaus, nebst Garten und Stallung. Der würdige Eichmann hat Alles so sauber erhalten, ich konnte es wirklich nicht mit anhören, daß man ihn so mir nichts, Dir nichts mit einem Lumpengelde abspeisen wollte. Man muß in allen Fällen gerecht sein, mein lieber Herr Gölldenstein, immer gerecht! Der Kaufmann stand sprachlos mit offenem Munde. Unter den Zuhörern machte sich ein verstohlenes Richern bemerkbar, und mancher schadenfrohe Blick richtete sich auf die ergrimmtten Züge des Geprellten.

Der Auktions-Commissarius aber rief mit schnarrender Stimme:

„Acht Hundert Thaler zum ersten, zum zweiten — —“

„Und Fünfzig!“ rief Gölldenstein, durch diese Worte zur Besinnung gebracht. „Ich kann unmöglich mit ansehen, daß Sie zu Schaden kommen sollen, Herr College,“ wandte er sich an Selig, „das Grundstück ist ja für Sie vollständig werthlos. Was wollen Sie damit anfangen? Sie werfen Ihr Geld in's Wasser!“

„Sehr verbunden!“ entgegnete der Banquier sarkastisch lächelnd, „aber ich denke eben so human wie Sie, mein werther Herr College! möchte auch nicht, daß Sie zu Schaden kommen sollten und will deshalb das Tausend voll machen. Tausend Thaler! Herr Auktions-Commissarius!“

„Tausend Thaler zum ersten — —“

„Eintausend Fünfhundert!“ schrie Gölldenstein erbozt und schoß wüthende Blicke auf seinen Concurrenten, „daß Dich die Pest, vermaledeiter Jude!“ grollte er vor sich hin.

„Zweitausend!“ sagte Selig lächelnd und

nahm ruhig eine Priße aus seiner goldenen Dose, „ich kann Sie unmöglich einen, für Sie so großen Verlust erleiden sehen, Herr College, und will lieber selbst die Paar Tausend Thaler hingeben. Mir kann es ja darauf nicht ankommen, bin ja reich genug!“

„Glauben Sie etwa, ich sei ein Lump ohne Geld?“ brauste Gölldenstein auf, der den Kopf vollständig verloren hatte und vor Wuth glühte. „Zweitausend Fünfhundert Thaler, Herr Auctions-Commissarius! ich biete 2500 Thaler!“

„Dreitausend Thaler!“ sagte der Banquier mit eiserner Ruhe, die einen schroffen Gegensatz bildete zu dem heftigen, erregten Wesen des Kaufmannes. „Dreitausend Fünfhundert Thaler!“ schrie der Letztere mit vor Grimm zitternder Stimme.

Selig antwortete nur mit demselben eisigen Lächeln, das von Anfang an in seinen Zügen sichtbar gewesen war. Im Uebrigen schwieg er jetzt mäuschenstill.

„Dreitausend fünfhundert Thaler zum ersten, — zum zweiten, — zum dritten — und — zum letzten!“ schrie der Auctions-Commissarius

und ließ mit dröhnendem Krachen den gewichtigen Hammer niedersausen, „Herr Gölldenstein! Sie haben das Eichmann'sche Grundstück mit Dreitausend Fünfhundert Thalern, gratulire, Herr Gevatter!“

Ein wieherndes Gelächter seitens der Zuhörer gab diesen Worten den gehörigen Nachdruck. Gölldenstein schäumte vor Wuth. Zu spät durchschaute er jetzt die Absicht des Juden, der das Haus so hoch im Preise hinaufgetrieben, um ihm einen Streich zu spielen.

Der Letztere empfahl sich gleichfalls mit einem ironischen: „gratulire, Herr College! haben nicht ganz schlecht gekauft! wohl bekomme' ihnen Häuschen und der Garten dazu!“ — Er wandte sich gleichmüthig um und trat auf den Flur hinaus. Eben im Begriff sich auf die Straße zu begeben, fühlte er, wie ihn Jemand am Rockzipfel festhielt und als er sich erstaunt umsah, gewahrte er die kleine Anna, die das von Freudenthränen überströmte Auge mit einen glückseligen Lächeln zu ihm empor:

„O, Herr Selig!“ rief sie schluchzend und ergriff seine Hand, die sie mit Küssen bedeckte,

nehmen Sie unsern herzlichsten, innigen Dank für Ihren Edelmuth. Sie haben eine arme, von Allen verlassene Familie glücklich gemacht, Sie haben einen braven, fleißigen Familienvater der drückendsten Sorge enthoben. Das wird Ihnen der liebe Gott hundertfältig vergelten!"

"Wie denn?" fragte Selig, „was habe ich denn so Preiswürdiges gethan? Habe ich nicht einen meiner Mitmenschen so eben einen beträchtlichen Schaden zugefügt?" —

"O, sprechen Sie nicht so, verehrter Herr, den ich als meinen Wohlthäter liebe und schätze," rief der Weber Eichmann, welcher so eben mit seiner Gattin auf den Flur hinausgetreten war und diese letzte Bemerkung gehört hatte, „Sie wußten es gewiß, daß der Kaufmann Guldenstein ein so habgieriger, schlechter Mensch ist, wie ihm kaum einer in hiesiger Stadt das Wasser reicht. Sie wußten es wohl, daß er alle meine Schulden an sich gebracht hat, daß er seit Jahren darauf ausgeht, mich systematisch zu Grunde zu richten, weil ich ihm einmal die Wahrheit gesagt habe, nämlich, daß er ein Schurke sei, der unter dem Deckmantel der

Tugend und Ehrbarkeit das schwärzeste Herz
 berge und Wittwen und Waisen betrüge. Da-
 mals schwur er, nicht zu rasten, bis er mich
 zum Bettler gemacht hätte und es wäre ihm
 gelungen, wären Sie nicht zu meiner Rettung
 herbeigeeilt. Nehmen Sie deshalb aus der
 Fülle meines Herzens meinen Dank und die
 Versicherung entgegen, daß ich Ihre edle That
 nie vergessen werde. Zu meiner tiefsten Be-
 schämung sehe ich aber auch ein, wie sehr ich
 Sie verkannt habe. Sie, den die ganze Stadt
 den Wucherer nennt, bergen unter einem rauhen,
 abstoßenden Aeußern das edelste, fühlendste Herz,
 das ich kenne. Deshalb darf man nie auf das
 Gerede der Leute etwas geben. Der große
 Haufe urtheilt nur nach dem Schein, verliert
 sich in Muthmaßungen und sucht nie den
 wahren Kern einer Sache zu ergründen. Auch
 Sie, der Sie im Verborgenen Gutes wirken,
 der Sie nach dem göttlichen Spruche handeln:
 „Wenn Du dem Armen giebst, so lasse die linke
 Hand nicht wissen, was die rechte thut, sind
 vielfachen Anfeindungen und Verläumdungen
 ausgesetzt gewesen. Doch, — was brauchen

Sie die Anerkennung einer Welt? Ihr schönster Lohn wird Ihnen ja dort werden, wo eines Jeden Thaten mit Flammenschrift aufgezeichnet stehen, vor Gottes Thron!"

Selig reichte gerührt dem wackeren Weber und dessen Ehefrau die Hand und sagte: „Es ist wahr, man nennt mich den Wucherer, weil ich das Meine sorglich zusammenhalte und nichts gebe dem Verschwender und Prasser und streng genommen bin ich auch ein Wucherer, denn ich bestrebe mich nach dem Sprüchwort zu handeln: „Gutes thun trägt Zinsen, und bin auch ununterbrochen bemüht, mit dem Pfunde zu wuchern, das der Allgütige mir anvertraut. Wo ich aber sehe, daß das Gute nicht angewandt wird zum Guten, wo ich auf Unverschämtheit, Niederlichkeit und Heuchelei stoße, da werfe ich auch mein durch Mühe und Arbeit erworbenes Geld nicht unnütz fort. Nur das wahre Unglück, die unverdiente Armuth hat meine Theilnahme und nur dem braven, rechtschaffenen Manne springe ich bei in der Noth. Als solchen aber habe ich Sie erkannt, und auch ohne den muthigen Schritt Eurer kleinen Anna würde ich

für Euch gethan haben, was in meinen Kräften stand! nun lebt mir Alle herzlich wohl und gedenkt, wenn es Euch wohl geht, in Liebe und Freundschaft desjenigen, den die Welt den Wucherer nennt." Er reichte den Beiden gerührt die Hand und schritt von den Segenswünschen der glücklichen Familie begleitet, hinaus. Gleich nach ihm verließ auch Guldenstein in Begleitung des Beamten das Haus, das er auf so theure Weise erkaufte. Er schoß im Vorübergehen giftige Blicke auf Selig und diejenigen, die er so ganz gegen seinen Willen glücklich gemacht.

Dem braven Weber aber wurden noch an demselben Tage die dreitausend Thaler, zu denen ihn sein uneigennütziger Wohlthäter verholten, ausgezahlt. Er war nun in der Lage, sich ein neues Haus zu bauen und seinem Geschäft einen bedeutenden Aufschwung zu geben, was er auch mit Fleiß und Redlichkeit bewerkstelligte. — Guldenstein aber verließ bald darauf die Stadt und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Ein Rabe.

Unter dem polnischen Könige Stanislaus lebte nicht weit von der Hauptstadt Warschau in einem Dorfe ein Bauer deutscher Abkunft mit großer Familie. Dobry, so hieß der Mann, mußte sich ärmlich behelfen, er aber war doch mit den Seinen glücklich, da der Friede in seinem Hause herrschte. Diesen Frieden schöpften die guten Leute aus dem Worte Gottes. Dem Dobry blieb Nichts übrig, wenn er seine Abgaben an den Edelmann bezahlt und die übrigen Kosten für seine Familie bestritten hatte. Doch er besaß einen zufriedenen Sinn und der Friede in seinem Hause war ihm ein reicher Ersatz für mancherlei Entbehrungen. Zu dieser Familie gehörte den Winter hindurch noch ein besonderer Gast, der sich gewöhnlich beim ersten Schnee einstellte. Es war ein alter Rabe, den schon Dobry's Großvater aus dem Nest genommen, zahm gemacht und dann wieder ins Freie gesetzt hatte. Das Thier hatte eine solche An-

hänglichkeit an Dobry's Haus bewahrt, daß es, wenn draußen keine Nahrung mehr zu finden war, daselbst sein Winterquartier bezog. Er spazierte dann ernst und gravitatisch auf Tischen und Bänken herum und setzte sich mitunter auch auf die Schultern und Köpfe der Hausbewohner. Der Rabe aber, ein lieblicher Gast für die Familie, sollte in Dobry's Hause mancherlei erleben. Es kehrten dort Leiden aller Art ein; Hagelschlag zerstörte Dobry's Felder; die Ernte lieferte kaum den vierten Theil wie sonst und im Herbst fiel ihm noch die beste Kuh. Dobry verkaufte ein Stückchen Acker, um nur die nöthigsten Ausgaben zu bestreiten, und da es noch nicht hinreichend war, mußte er noch Schulden machen, ohne Hoffnung freilich, sie bald wieder bezahlen zu können. Er hatte das Geld von einem hartherzigen Gläubiger geliehen. Dieser forderte schwere Zinsen und hatte das Geld nur aus dem Grunde hergegeben, um bald des armen Mannes ganzes Besitzthum an sich zu ziehen. Das nächste Jahr brachte keine Hülfe, sondern Mißwachs. Als nun der Winter heranrückte, drang der Gläubiger auf Bezahlung. Dobry bat ihn um Geduld nur bis zum nächsten Frühjahr, wo er hoffe, sein Gütchen vortheilhafter verkaufen zu können, um dann nach Rußland auszuwandern. Aber diesem war der Verzug zu lange. Eines Tages drang er mit Gerichtsdienern in Dobry's Haus ein, nahm die letzte Kuh, sein Holz und die Betten weg. Zugleich

drohte er, daß er in vierzehn Tagen, wenn er nicht bezahlt sei, wiederkommen, ihn in das Gefängniß werfen und die übrige Habe verkaufen werde.

Es läßt sich kaum beschreiben, was für ein Jammer mit einem Male in die friedliche Hütte eingelehrt war. Dobry hatte kein Holz, kein Geld, um Brod zu kaufen, und jetzt die schreckliche Aussicht, mitten im strengsten Winter die Hütte mit Weib und Kindern verlassen zu müssen. Die Kälte war so heftig, daß er die Bank in der Stube abbrach und in den Ofen warf, um nur für diese Nacht vor dem Erfrieren geschützt zu sein. Der Schnee lag tief. Da erinnerte sich eines der Kinder an den alten Rabe, welcher wohl morgen wieder da sein werde. Und wie gedacht, so geschehen.

Kaum war der Tag angebrochen, so sprangen die Kinder von ihrem armseligen Strohlager auf und öffneten das beeiste Fenster, um zu sehen, ob der Rabe da sei. Wirklich saß der ehrliche Alte schon auf dem großen Rußbaum vor der Hütte und flog sogleich auf das Fenstergesims, um seine kleinen Freunde mit Flügelschlag und Krächzen zu bewillkommen. Diese aber schrielen laut vor Freude und weckten die Eltern mit dem Rufe, der Rabe sei da. Auch Dobry freute sich. „Komm nur herein,“ rief er ihm zu, trat ans Fenster und streichelte ihn; „du findest es bei uns zwar sehr verändert und siehst nicht mehr so freundliche Gesichter,

wie ehemals, aber wir haben dich noch Alle so lieb, wie sonst, und so lange wir selbst noch einen Bissen Brod haben, sollst du auch deinen Theil bekommen. Komm herein, alter Kamerad, du erinnerst mich an vergangene bessere Tage. Ach, sie werden wohl nicht wieder kommen, und wer weiß, ob Der, welcher nach uns diese Hütte bewohnen wird, dir je wieder etwas schenkt.“ Bei solchen traurigen Worten schluchzten Weib und Kinder und dem Dobry standen die Augen voll Thränen. Es schien, als fühlte der Kabe den Jammer der Familie; er sah sie voll Verwunderung an, als wenn er wissen möchte, was sie denn so traurig mache. Er flog deshalb durch das Fenster auf den Tisch, sah sich in der Stube um und mochte freilich Vieles anders finden, als früher. Fehlten doch so manche Gegenstände, und seine Betrübniß darüber, sowie über das Jammern der Familie war offenbar; er krächzte auf eine klägliche Weise. Von dem Brod, das ihm die Kinder reichten, fraß er nur wenig, und da man ihm ansah, daß er wieder fort wollte, öffnete man ihm das Fenster, und rasch flog er davon. Man sah ihn mehrere Tage nicht mehr, und die Kinder sagten: „Es wird ihm bei uns eben nicht gefallen haben, denn er war gar nicht vergnügt und hat nur wenig gefressen.“

Der Tag, den der hartenherzige Gläubiger zu seiner Wiederkunft bestimmt hatte, kam immer näher. Vergeblich waren Dobry's Bitten, sein

Herz zu rühren und die Frist zu verlängern. Der Winter ward täglich härter, der Schnee tiefer, das Brod theurer, und unter den Menschen fand Dobry große Unempfindlichkeit gegen fremde Noth. Doch hielt er am Gebet und ermahnte auch die Seinigen dazu. Freilich war eine ganz besonders schwere Prüfung des Glaubens über diese arme Familie gekommen, und man wird sie nicht zu hart beurtheilen dürfen, wenn ihr Glaube zuweilen schwach wurde. Dennoch hielten sie am Worte Gottes fest und lasen in den alten Kernschriften, wie z. B. Arndt's wahrem Christenthum, wodurch sie sich stärkten.

Eines Abends war Dobry von seinem Gläubiger, den er vergeblich zu erweichen versucht hatte, mit schwerem Herzen zurückgekommen. „Marie,“ sagte er wehmüthig zu seinem Weibe, „es ist Alles umsonst, es ist an keine Hülfe zu denken. Der Unbarmherzige bleibt bei seinem Entschlusse. Noch acht Tage will er zusehen, länger nicht, dann müssen wir unsre Wohnung verlassen. Ich muß vielleicht in's Gefängniß und Ihr in die weite Welt. Mache Dir und unsern sieben Kindern Brodsäcke, die Ihr umhängen könnt, und schenkt Euch einen Bettelstab. Ich kann Euch nun nicht mehr helfen.“

Mit diesen Worten warf er sich in einen Winkel und verhüllte seine nassen Augen. Weib und Kinder schluchzten mit ihm und baten ihn, lieber morgen schon fortzugehen, damit sie nur seiner nicht beraubt würden. Eben tönte vom

Kirchthurme das feierliche Läuten zum Abendgebet. Alle fielen auf ihre Kniee nieder und empfahlen sich in ihrem Gebete dem Gott und Helfer in der Noth, und Dobry stimmte ein altes, trostreiches Lied an.

Während sie noch so sangen, horch, da pocht es an den Fensterscheiben. Eines der Kinder läuft hin, und, o Freude, der Rabe war da und flog fröhlich hinein. „Was hat er denn in seinen Schnabel!“ riefen die Kleinen, „das glitzert so prächtig.“ Der Rabe aber flatterte gerade auf Dobry zu, legte ihm das glänzende Ding in die Hand, krächzte ganz munter und wackelte seinen Schnabel auf Dobry's Knieen ab. Dieser aber erstaunte gewaltig, als er einen Ring voll großer Edelsteine in seiner Hand sah, die mit ihrem Glitzern fast seine Augen blendeten. Alles drängte sich um den Vater, um den Ring anzustaunen. Niemand von ihnen ahnte den großen Werth desselben, aber Dobry fühlte soviel davon, daß er voll Freude seinem Weibe um den Hals fiel und ausrief: „Das ist Hülfe, Marie, Gott sei ewig Dank!“ Er meinte, der Ring könnte vielleicht hundert Thaler werth sein; auch die Mutter begriff seine Freude und die Kinder standen jubelnd da. Alles streichelte und liebte den treuen Raben. Die Mutter mußte ihm das Beste, was sie noch hatte, bringen; es war freilich nur Brod und etwas Käse, aber der Rabe, der sehr mager und hungrig schien, ließ sich das Abendessen trefflich schmecken.

„Aber, alter Freund,“ sagte der Vater zu ihm, der stolz auf dem Tische herumspazierte, „wem hast du den Ring gestohlen? Du hast ihn gewiß irgend wo heimlich weggenommen und bringst mir da etwas, das ich nicht mit gutem Gewissen behalten kann.“ Der Rabe konnte freilich auf diese Frage nicht antworten, er ließ nur sein „Krappkrapp“ erschallen und blähte sich auf, als wenn er sich auf seinen gescheiterten Einfall viel zu gut thäte.

„Marie,“ sagte Dobry, sich zu seinem Weibe wendend, „den Ring müssen wir wieder zurückgeben, mag er auch gehören, wem er will. Auf unrechtem Wege soll uns nicht geholfen werden. Schickt uns Gott durch den Raben ein Glück zu, so wird es uns bleiben, wenn wir nur ehrlich sind. Schickt uns aber der Teufel eine Versuchung, so soll's ihm mit uns nicht gelingen.“ Marie seufzte, fand aber die Rede ihres Mannes so vollkommen wahr, daß sie ihm beistimmen mußte. Doch glaubte sie, daß, wenn der Eigenthümer des Ringes sich finden werde, sie doch eine hübsche Belohnung bekommen würden, womit sie dann ihre elenden Umstände verbessern könnten. „Allerdings,“ erwiderte Dobry, „wird uns dieser Ring zum Glücke dienen, aber nur dann, wenn wir ehrlich bleiben.“ Unter solchen Gesprächen ging der Abend hin; den Raben ließ man zum Fenster hinaus, die Kinder legten sich zur Ruhe. Dobry konnte aber kein Auge zuthun. Kaum war der Tag

angebrochen, so ging er zu seinem würdigen Pfarrer, erzählte ihm die Geschichte vom Ringe und erklärte ihm seinen Entschluß, denselben seinem Eigenthümer zurückzugeben, doch wisse er nicht, wie er das anfangen solle. Der Pfarrer, erstaunt über die Geschichte und erfreut über des Mannes Ehrlichkeit, dessen Noth er kannte, nahm den Ring in die Hand. Wie erstaunte er aber erst, als er darauf die Krone und den Namenszug des Königs Stanislaus sah. Der Pfarrer gab alsbald dem Könige vollständigen, getreuen Bericht, und schon am folgenden Tage rollte ein königlicher Wagen in das Dorf, um den Pfarrer und Dobry in das königliche Schloß zu holen. Da war eine Freude unter den Kindern, als der Vater in die schöne Kutsche stieg und mit den vier Schimmeln davonfuhr! Aber dem Vater war nicht so wohl dabei; doch der Kammerherr, der im Wagen saß, munterte ihn auf und erzählte, wie sich der König über die Geschichte gefreut habe, und wie eine große Gnade zu erwarten sei. Der Nabe war eben noch dazu gekommen und mußte nun auch die Reise mitmachen.

Als sie in das Schloß gekommen waren, empfing sie der edle König Stanislaus sehr leutselig. Dobry wurde beherzt und erzählte mit aller Umständlichkeit, was geschehen war. Einige Hofleute erinnerten sich jetzt, wie ein Nabe mehrere Tage vor den Fenstern des Schlosses herumgeflogen sei. Der König begann sich selber, daß

er an jenem Abend die Fenster des Cabinets habe öffnen lassen. — Man legte den Ring auf den Tisch, und als man etwas auf die Seite gegangen war, nahm der alte Dieb wieder das Kleinod und brachte es zu großer Freude der Zuschauer seinem geliebten Herrn zurück.

Doch wie ging es nun dem Dobry? Ein Jahr, nachdem die Geschichte geschehen war, stand an der Stelle seiner alten armseligen Hütte ein neues, schönes Haus. Acker und Wiesen waren angekauft, gutes Vieh füllte den Stall, und Dobry war einer der wohlhabendsten Bauern im Dorfe. Aber was noch das Schönste von Allem ist, das Glück verblendete ihn nicht, er blieb in Gottes Gnade, führte ein gottseliges Leben und linderte die Noth mancher Armen. Auch an seinen Kindern erlebte er viel Freude bis in sein hohes Alter. Die jährliche Wiederkunft des alten Raben blieb noch lange Zeit ein frohes Fest.

Wenn die Noth am größten,
Ist Gottes Hülfe am nächsten.

45-

Ritter 786

BVIII, 14543 R

Vlm 0
1

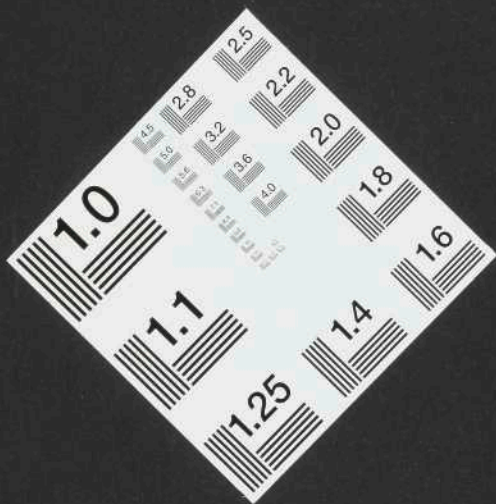
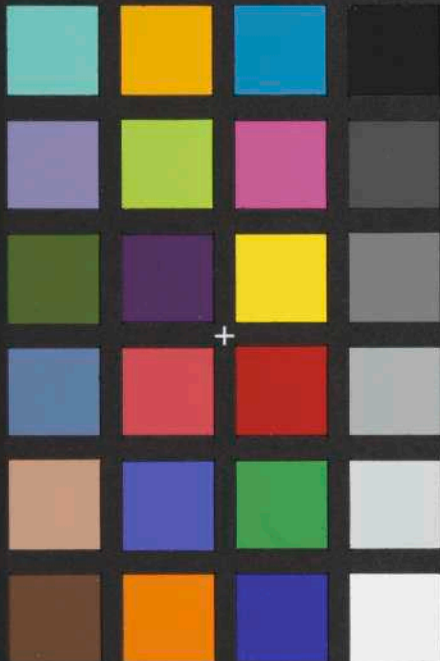
7.1. Juli 1983





x-rite

colorchecker CLASSIC



Staatsbibliothek
zu Berlin

Preußischer Kulturbesitz